

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

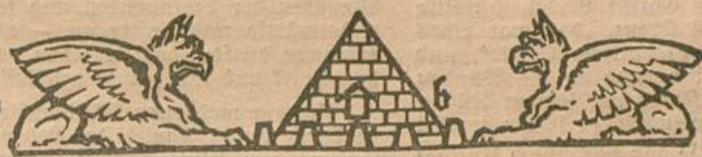
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

11.9.1927 (No. 37)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 37



11. Sept. 1927

Anna Maria Kenner / Heinrich Seuse
deutsche Schriften.

Als der Dominikanermönch Heinrich Seuse in der Einleitung zu seinem Büchlein der Ewigen Weisheit fast wie eine Entschuldigung sagte, er habe das Büchlein in deutscher Sprache geschrieben, weil es ihm so von Gott eingegeben sei, da ahnte er nicht, daß er eins der vollendetsten Werke der deutschen Mystik geschaffen hatte. An der gleichen Stelle spricht er von der großen, allen Künstlern gemeinsamen Erfahrung, daß das gestaltete Werk nie die Vollendung des inneren Gesichtes erreiche; so ungleich es sei, süßes Saitenspiel zu vernehmen und nur davon sprechen zu hören, so ungleich seien die Worte, die in der lauterer Gnade empfangen werden und aus dem lebendigen Herzen und Mund fließen, im Vergleich mit denselben Worten, wenn sie auf das tote Pergament kommen, und sonderlich in deutscher Sprache.

Der Zusatz ist wie ein Rückblick in eine Zeit, die philosophische und religiöse Schriften nur lateinisch schrieb, während einem ungewußten neuen Drang zufolge die geistige Bildung sich schon der Landessprache zu bedienen begann, und auch dem deutschen Dichter Seuse Menschheitsgedanken in deutschen Worten inspirierte. Vor den übersetzten lateinischen Schriften haben die deutschen Schriften der Mystiker die Ursprünglichkeit, jenes unwiederholbare und unvergleichliche Wesen der deutschen Sprache voraus, das sich auch durch die Uebersetzung aus der Sprache des vierzehnten Jahrhunderts in die des zwanzigsten nicht verändert. Die deutsche Mystiker gaben mit der deutschen Sprache unbewußt ihre deutsche Seele der Zeit und Nachwelt, und die Reinheit des Gedankens eint sich mit der klaren Form zu jenem einzigartigen Stil, den alle Mystiker gemeinsam haben, wie Brüder eines starken Geschlechts ihr Verwandtsein in Gesicht und Wesenszügen bekunden. Die Sprache des Mystikers Seuse und seines großen Lehrers Meister Eckhart weht den Leser an wie eine reine, freie Atmosphäre, und ihre Gedankenwelt führt auf eine Höhe, von der alle Dinge klein und fern, aber durch die große Klarheit gänzlich und frei erkennbar sind.

Während Meister Eckharts Lehrschriften vielfach verändert, mißverstanden, entstellt, von der Theologie verworfen und wieder gerechtfertigt wurden, blieben Heinrich Seuses Bekenntnisschriften unangefochten und nur zeitweilig vergessen. Denn sie stellen einen wahrhaftigen Spiegel eines reinen, gottzugewandten und doch ganz menschlichen Seelenlebens dar. Es fehlt dem dichterisch vollendeten Werk etwas, das als erstes dichterisches Element gilt: Phantasie, die das wirkliche Erlebnis zur Dichtung gestaltet. Dafür leuchtet über der Erzählung der Lebensgeschichte der Glanz des intuitiven Schauens, welches auf dem Grund der Dinge das Wesentliche sieht und das Alltägliche in ein neues, ewiges Lichtgewand hüllt. In diesem intuitiven Schauen verliert, was uns an Seuses asketischem Leben äußerlich und anstößig erscheint, seine unbegreifliche Härte.

Der dichterisch vollendete Roman „Suso“ von Ludwig Diehl, die „Geschichte einer deutschen Seele“ genannt, weist am deutlichsten den prinzipiellen Unterschied zwischen Phantasie und Intuition. Dieser Suso hat keine Verwandtschaft mit dem Autor des Büchleins von der Ewigen Weisheit, und nicht die dichterische

Freiheit in bezug auf Susos äußere Schicksale macht die Fremdheit aus. Die Romangestalt ist ein Gemütsmensch, wirklichkeit fremd wie der deutscheste Deutsche, von einer schönen, ästhetischen Zughastigkeit. Es fehlt die innere Begründung jenes übermenschlichen, einfachen Wesentlich-Seins, das Seuse als das Ideal unter dem Namen des „gelassenen Menschen“ immer wieder vorstellt und vorgelebt hat.

Für Seuse ist das Wesentliche das geistige Leben und sein Ziel, das er Einheit, wahre Freiheit, Vollkommenheit und Ruhe in Gott nennt. Unter diesem Gesichtspunkt, sub specie aeternitatis im reinsten Sinn, ist seine Lebensgeschichte erzählt, die mit dem Kapitel „Von den ersten Kämpfen eines anfangenden Menschen“ beginnt. Seuse zählt also erst die Zeit seines reifen Selbstbewußtseins zu den merkwürdigen Lebensjahren, die mit dem achtzehnten begannen. Zwar hatte er schon fünf Jahre im Orden verbracht, war also mit dreizehn Jahren in den Orden eingetreten. Seuses Geburtsjahr wird zwischen 1295 und 1300 angenommen, seine Heimat ist Konstanz oder Ueberlingen. Später berichtete Seuse gelegentlich von seiner Mutter, einer wahrhaft frommen Frau, die keinen Gottesdienst versäumte und bei der Betrachtung des Leidens Christi in Tränen zerfloß. Sie war eine geborene Seuserin — nach andern Chronisten ein Fräulein von Saufen — und stammte aus Ueberlingen, während der Vater dem Konstanzer Patriziergeschlecht derer von Berg angehörte. Seuse hat sich immer zur Mutter, die unter dem schroffen Wesen des weltlichgesinnten Vaters litt, hingezogen gefühlt und nahm ihren Namen an, dessen lateinische Form Suso heißt. Man hat vermutet, daß der Knabe dreizehnjährig als Novize zu den Dominikanern in Konstanz gebracht wurde, weil er, schwächlich und kränklich, nicht zum Ritter taugte. Dieser Schwächlichkeit widerspricht die eiserne Ausdauer seines Körpers in den unglücklich strengen asketischen Übungen, mit denen sein starker Geist gegen eine kraftvolle Natur ankämpfte. Vielmehr ist wohl der Grund zu der Berufswahl in einer frühen Weltabgewandtheit zu sehen, die sich schon im Knaben äußerte, mehr in der Bestimmung als in physischer Untauglichkeit, und die wohl Schuld an der Fremdheit trug, die Seuse niemals von seinem Vater erzählen läßt. Wohl spricht er auch von seiner Mutter nicht viel, aber ihr Geist und Gemüt erscheint im Sohne vor allem da lebendig, wo Seuse in Kapitel XVI—XX von Maria und ihrem Leiden beim Tod ihres Sohnes spricht, und der Lobpreis der Weiblichkeit ist immer der Spiegel von des Mannes erstem Erleben des Weiblichen in seiner Mutter.

Eigentümlicherweise ist Seuses Biographie die Frucht eines verehrenden Frauengemütes und entstanden als Niederschlag seiner Gespräche mit der hochbegabten Elisabeth Stigel, einer „leidenden Seele“, der er von seinen eigenen Leiden sprach, und die das Allgemeingültige, Ueberpersönliche in Seuses Erlebnissen erkannte und aufzeichnete. Dies Leiden, das durch Seuses ganzes Leben zieht und nur zeitweilig die große innere Fremdheit verdunkeln kann, klingt wie ein tiefer Grundton in dem Liebeslied seines Lebens. Die Schriften Seuses atmen alle seine beispiel-

Iose Liebestraft, die zum Gegenstand Gott hat, jeden Gedanken durchleuchtet und ihn Alltag und Feste in einer ganz neuen Weise feiern lehrt. Auf seiner Brust steht in weißen, vernarbten Strichen das mit spikem Griffel eingerissene Namenszeichen Christi, und in seinem Wesen ist der Gottgedanke das wirklich Lebendige. Er belebt die Festtage, Neujahr, Dichtmes, Fastnacht und Karwoche mit ihrem eigentlichen Sinn, dem innern Wandel und Wachstum in der Menschenseele. Seinem Einordnen des eigenen Lebens in Gott mangelt der soziale Impuls durchaus nicht — als er einmal sehnlich nach langem Fasten Obst zu essen wünschte, nahm er sich vor, nur zu essen, wenn der ganze Konvent damit reichlich versorgt wäre. — Seine asketischen Übungen erschienen unserer Zeit maßlos und unerträglich. Er stand vor Weihnachten täglich von der Mette bis zum Morgen vor dem Hochaltar auf dem bloßen Stein, er wärmte sich nie, auch wenn im härtesten Winter seine Hände anschwellen, er trank tagelang nichts und litt jammervollen Durst. Wenn dann einmal seine physische Natur klagte: „Daß mir der breite Bodensee so nahe ist, und der launere Rhein mich umfließt, und mir ein einziger Trunk Wasser so teuer ist!“ — dann vernahm er die innere Antwort: „Steh doch, wie ich durstig stand in sterbender Not mit ein wenig Essig und Galle, und doch waren alle kühlen Brunnen des Erdreichs mein eigen!“ Er aß nur einmal am Tage, weder Fisch, noch Fleisch, noch Eier, sein Lager war eine Matte aus Rohr und ein Kissen mit Erbsenstroh. Damit aber natürliche Bequemlichkeit ihm sein Lager nicht Liebmake, und in ihm der Gedanke an Christi Leiden allzeit lebendig bliebe, machte er ein hölzernes Kreuz, „das war eines Mannes Spanne lang und hatte seine ordentliche Breite“, und schlug dreißig eiserne Nägel ein zur Erinnerung an die Wunden Christi. Acht Jahre lang trug er dies Kreuz auf seinem Rücken unter der Kutte; es verwundete ihn grauenhaft, er selber erzählt davon, sagt aber nichts weiter als: „Wo er lag und stand, war es, als läge eine Igelhaut auf ihm.“ —

Seine „Disziplinen“ bestanden darin, daß er sich auf den Rücken schlug oder zur Betrachtung niederkniete, wobei ihm das Kreuz mit seinen Nägeln im Körper haften blieb und mit Gewalt wieder herausgezogen werden mußte. Zuweilen wurden die Brüder seiner maßlosen Bußübungen inne, und er mußte sie unterlassen. Der Verzicht auf jede Körperpflege in seinen letzten Konsequenzen, wie Seuse sie erzählt, mutete uns höchst eigentümlich an, wenn nicht aus der klaren und strengen Gedanklichkeit zwingend hervorginge, wie unwesentlich Seuse seinen Körper ansah. Schließlich — nachdem er bis zu seinem 40. Jahre dieses „Übungsreihe“ Leben geführt hatte — wurde ihm offenbar, daß diese Strenge nur ein Anfang und ein „Durchbrechen seines ungeborenen Menschen“ sei und er wurde, nach seinen eigenen Worten, „in die vernünftige Schule zu der Kunst rechter Gelassenheit geführt“. Er erlebte also in der kurzen Zeit seines eigenen Lebens die Entwicklung des Menschen durch die kommenden Jahrhunderte, und ihren Weg zu Gott. Uns ist heute anstatt Verbeistellung geisterrkanntes Maß erstes Lebensgebot, und statt Vernichtung der Leibeskraft heißt unsere Aufgabe: Umwerten, Umsetzen in soziale Impulse, die unserer Zeit so furchtbar notwendig sind. Solche Erkenntnis ist uns immerhin als Erbe überkommen, während Seuse, der Mystiker, einen mühsamen Weg dahin suchte. Man kann seine asketischen Übungen durchaus nicht als egoistische Frömmigkeit ansehen. Sein Wort: „Der Sinne Untergang ist der Wahrheit Ausgang“ hat für uns eine andere Deutung als für ihn, der von der Vernichtung des Sinnlichen zum gelassenen Erleben der äußeren Dinge in die Freiheit des Geistes reifen mußte.

Seine physischen Leiden erschienen ihm als ein Schlüssel zum Verständnis des Leidens aller Menschheit, und es ist für Seuse mehr als für jeden andern Mystiker kennzeichnend, wie völlig sein Gefühlleben vom Menschen gelöst und dafür in der Menschheit lebendig war. Das Ueberpersönliche seiner Leiderlebnisse erwarb er sich erst in den namenlosen Leiden, die über den vierzigjährigen hereinbrachen: jene eigentümliche Schwermut des reifen Mannes, zumal desjenigen, den ein ernstes Geschick auf einsamste Wege führte. In dieser Schwermut empfand er seine Aufnahme in den Orden, wobei seine Eltern dem Orden eine Geldzuwendung gemacht hatten, als Simonie — und verkaufte völlig die schicksalsgewollte Fügung, die ihn als den Verufenen in den Orden führte.

Die Abgeschlossenheit von der Welt, die er zu seinem inneren Fortschritt suchte, wurde ihm bitter getrübt. Er, dessen liebste Tugend das Schweigen war, der nie ein unnützes Wort sprach, wurde ohne seinen Willen in die peinlichsten Händel verstrickt, und vielleicht war es sein kindlich ahnungsloses Vertrauen, das übelgestimmte Menschen im Orden und außerhalb veranlaßte, es zu mißbrauchen. Er ward fälschlich eines Wunderbetrugs, auf einer Reise der Brunnenvergiftung und Kezerei und schlimmerer Dinge bezichtigt. Krankheit und Beschämung warfen ihn nieder, und es ist jammervoll, unter welchen — Minderwertigkeitsgefühlen würden wir heute sagen — der Hochbegabte gelitten hat. Er lernte Leiden mit ergreifender Seelenruhe tragen, Schimpf mit Lächeln und Verleumdung mit Schweigen hinnehmen. Wie er selbst bezieht, kamen Leidende zu ihm, die er trösten konnte. Menschen im Zustand der Lebensverneinung oder in augenblicklichen Kum-

mer verstrickt. Seine „geistliche Tochter“ Elisabeth Stigel im Kloster Eib war nach seinem Bericht ein „leidender Mensch“ und bat ihren Lehrer um „die rechte Weise“. Seine Briefe sind Abhandlungen über den Sinn des Leidens und die „wahre Vernünftigkeit“; damit ist die rechte Erkenntnis von Natur und Gnade gemeint. Er wendet sich in diesen Kapiteln gegen eine damals von den „Brüder des freien Geistes“, einer Sekte, vertretene Lehre, daß der Mensch durch alle Sünden durchgehen müsse, um zur Freiheit des Geistes, zur Gelassenheit zu kommen.

Diese Gelassenheit ist das Ziel aller Mystiker. Sie meinen damit das Aufgeben aller Wünsche und Begierden und seiner selber, das Selbstsein von den Dingen und die Einheit mit Gott, die daraus kommt. „Leer sein aller Kreatur heißt Gottes voll sein, und voll sein aller Kreatur, heißt Gottes leer sein.“ sagt Meister Eckhart, und Ruysbroecks Schriften enthalten als Grundprinzip, daß der von sich selber gelöste, mit Gott vereinte Wille alles vermöge. „Gelassenheit saßt Gott . . .“ saßt der cherubinische Wandersmann, der späte Schüler der Mystiker, seine Erfahrungen der Seele zusammen. Diese Gelassenheit ist, so weltfern und unerreichbar sie uns scheinen mag, die Quelle der unerlöschten Geisteskraft des Mittelalters. Die Veringschätzung des Irdischen in übersteigter Form bis zur Verkennung der Größe in Natur und Schöpfung, die Ausschließlichkeit, mit der nur Gott und Gottes Wirken in der Seele die Menschen beschäftigt, mutete viele Menschen der beginnenden und fortschreitenden Neuzeit einseitig, widerwärtig und finster an — aber erst unser Jahrhundert hat erkennen dürfen, daß sie jenen verlorenen religiösen Aufschwung der Gotik und ihre ganze geschlossene Kultur hervorgebracht hat.

Unserer modernen Philosophie erst sind Sätze verständlich, wie sie Seuse im 40. Kapitel der Lebensgeschichte als eine „vergleichliche Leitung zur Innerlichkeit“ ausstellt mit einer unvergleichlichen Gedankentiefe in knappster Form.

„Wortin besteht eines gelassenen Menschen Übung? Darin, aus dem Ich herauszukommen. — Zur höchsten Gelassenheit gehört, daß man allezeit die Natur im Zaume habe. — Ein gelassener Mensch gestaltet in sich kein Unglück. — Einem gelassenen Menschen soll kein Stündlein unangesehen vergehen. — Ein gelassener Mensch sollte alle Kräfte seiner Seele so zähmen, daß, wenn er in sich läge, sich ihm das All zeigte.“ —

Dieser letzte Satz ist die Erkenntnis des Philosophen Seuse in der reinsten und formklarsten Fassung. In allen ist der Geist Meister Eckharts zu spüren, dessen Schüler Seuse auf seiner Fahrt nach Abln gewesen ist. Es war um die Zeit, da Meister Eckhart gegen das Mißverstehen seiner Lehren zu kämpfen hatte und nach dem Prozeß einen Teil seiner Schriften widerrief — also 1326. Die mystischen Sätze mit ihren scheinbaren Widersprüchen in sich selber wurden zu allerlei Mißdeutung und willkürlicher Auslegung Anlaß, so lehrten die „Brüder des freien Geistes“, daß auch alle Lehre von Gott ein Hindernis für den Menschen sei, der sich „entgönnen“ müsse und „entgeistet“ werde. Seuse erwähnt später in einem Brief an Elisabeth Stigel davon und wendet sich gegen solche Verklogenheiten. Sein Büchlein der Wahrheit, das er wohl um die Eilner Zeit geschrieben hat, steht ganz unter Meister Eckharts Einfluß, und sein Sinn ist nach Seuses Vorrede, die Menschen über den rechten Weg und die Wahrheit zu belehren, die Ungelehrte und Unvernünftige verkehrt und nach ihrem eigenen unsterben Wesen aus den Gedanken der Lehrer aufgefaßt haben.

Dieses Büchlein der Wahrheit hat zum Grundgedanken wiederum: „Du sollst wissen, daß innerliche Gelassenheit den Menschen zur höchsten Wahrheit bringt.“ Die Gelassenheit, das Verhältnis zu Gott und Kreatur, das Wesen und der Ursprung der Kreatur, die Einheit des Menschen mit Gott und die wahre Freiheit im Sinn Meister Eckharts wird in Zwiegesprächform erklärt, und der lehrhaft-eifrige Ton dieser Schrift steht im Gegensatz zu Seuses schöpferischer Unbewußtheit in seinen übrigen Werken. Der Schlußsatz: „Nicht mit Fragen, sondern mit rechter Gelassenheit kommt man zur verborgenen Wahrheit.“ entspricht dem, was Thomas a Kempis im dritten Buch der „Imitatio“, im 48. Kapitel sagt.

Das, was Seuse mit Thomas a Kempis gemeinsam hat, das macht gleichzeitig die große Verschiedenheit zwischen ihnen aus: eine völlig unpersönliche Art zu reden, die den ausaerprätesten Eigenstil hervorbringt, und die unmaßhaltige Schönheit der Sprache. Während die Imitatio ihre praktische Unterweisung zum inneren Leben in einfachen, groben Sätzen gibt, spricht die „Ewige Weisheit“ in der innigen Dichtersprache ihres Dieners. Im Prolog spricht Seuse von den hundert Betrachtungen des Leidens Christi, die ihm von Gott eingegeben wurden, als er einmal trostlos und geistesmilde vor dem Kreuz stand. Er saßt sie am Schluß des Büchleins zusammen, nachdem er den Inhalt vom Sinn des Leidens Christi und vom inneren Leben des Menschen handeln ließ. Die Schultheologie Thomas von Aquins wird in den Zwiegesprächen zwischen der Ewigen Weisheit und dem Diener, wie Seuse sich nennt, zu wundervollen dichterisch vollendeten und menschlich bezwingenden Wahrheitsfäßen. „In geistigem unfählichem Bilde“ begegnete ihm die Ewige Weisheit,

und in dieser undurchdringlichen Angabe Seuses müssen wir den Grund sehen, warum die Kreaturen ihm so unbegreiflich fremd gewesen sind, daß er bei jedem einströmenden kreatürlichen Bilde die Gewissheit hatte: das ist nicht, was du suchst. Sein Entwicklungsweg führt ihn nicht, wie Augustinus, durch das Labyrinth des Geschöpflichen und seiner Instinkte, sondern durch die harte Einsamkeit freiwilliger Abkehr. Die Ewige Weisheit muß ihn belehren, daß in der Ordnung, in der die ausgestoßenen Dinge sind, keine passendere Weise geschehen könnte. Zur Höhe des Göttlichen kommt der Mensch nicht ohne den Durchgang durch die Menschheit Christi, in der der Mensch die göttliche Verborgenheit erkennt. Zu solcher Menschheitskenntnis gehört das Leiden, und darum ist Leiden der Weg des erleuchteten Menschen. Weder rechte Liebe, noch volle Freude, noch beständigen Herzensfrieden gewann je ein Herz in der Kreatur.

Heute der Liebe viel,
morgen Leides ein Herz voll,
siehe das ist der Zeitlichkeit Spiel."

Jedes Leiden, es sei freiwillig übernommen oder unfreiwillig zugefallen, reinigt die Seele, denn das ist meine ewige Ordnung in der ganzen Natur, von der ich nicht abgehe: was gut und ebel ist, das muß sauer erworben werden."

Das XIII. Kapitel ist schon seinem Titel „Vom unermesslichen Adel des zeitlichen Leidens“ nach ein Kommentar zu jenem Abschnitt aus Meister Eckhart, der beginnt: „Ich behaupte, daß es nächst Gott kein Ding gibt, das edler sei als Leiden.“ In diesem Hohelied des Leidens wird die Weisheit, die im Schmerz reift, in wundervollen Worten gepriesen. Einzelne Sätze hämmern ihren großen Sinn dem Gemüt in klarster, einfachster Form ein: „Es ist nichts Peinvolleres als Leiden und nichts Fröhlicheres, als gelitten haben.“ — „Ein Mensch, der nicht gelitten hat, was weiß der?“

Es gibt im Sinne Seuses keine Weisheit, die nicht Frucht des Schmerzes ist. Wie allen wahrhaft Weisen und Starke, ist ihm das Leiden Christi die Quelle der Weisheit und Kraft. Wer hohes Wissen und tiefe Weisheit begehrt, der muß den Gefrenzigsten zu allen Zeiten vor den Augen seines Herzens tragen. An diesem edelsten aller menschlichen Leiden mißt Seuse seine eigene Leibesplage und Seelenqual, seine „ungeordnete“ Schwermut, worunter wir wohl das von Einsamkeit und trübten Erfahrungen befallene Gemüt des reifen Mannes zu verstehen haben. Und die erlösende Kraft des Leidens Christi stärkt das milde, verwundete Menschenwesen mit neuem Erkennen.

Wie die Ewige Weisheit den Diener sterben lehrt, ist in einer ernsthaften Meditation von der Vergänglichkeit der Dinge und der Bereitschaft auf das Sterben enthalten. „Machte dich auf eine rechte Einfahrt, denn wahrlich, du stehst wie ein Vöglein auf dem Zweige, und wie ein Mensch, der am Rande des Wassers steht und nach dem bald abfahrenden Schiff schaut, darin er sitzen und hinlaffen soll in das fremde Land, davon er nimmermehr zurückkommt.“ In einem lebendigen Bild vergeleicht Seuse das Leben des Menschen mit dem Weg, den ein fliegender Vogel macht, den man vergißt, der sich unter ihm ausfliehet, als sei er nie gewesen. Das Büchlein der Ewigen Weisheit endet mit den hundert Betrachtungen, die der Ausgangspunkt waren, und zum Schluß nennt Seuse den Zweck des Büchleins: es solle die göttliche Liebe, die in manchen Menschen erlöschen sei, wieder entzünden, und aus dem Rückblick auf den Stoff ergibt sich von selbst ein Inhaltsverzeichnis.

Schließlich flüht er eine dringliche Mahnung an, daß, wer das Büchlein abschreibe, an Wort und Sinn nichts ändern dürfe — eine Sorge, die nicht unbegründet war nach dem Prologus zum „Exemplar“, jener letzten, von Seuse zusammengesehten und durchgesehenen Fassung seiner Schriften. Er selbst nahm diese Arbeit vor, weil „in fernen und nahen Ländern von unfähigen Schreibern und Schreiberinnen“ (die es also schon damals gab) eiliche seiner Bücher unvollständig abgeschrieben wurden. Gerade die deutschen Schriften waren dieser Gefahr ausgesetzt.

Seuse hat sein Büchlein der Weisheit unter dem Titel *Horologium Sapientiae* ins Lateinische übertragen und gleichzeitig erweitert. Während die Übertragung, für einen anderen Leserkreis bestimmt, mehr Schultheologie enthält, darf man der deutschen Fassung sicher die größere dichterische Ursprünglichkeit zuschreiben. Die Lebensgeschichte ist ja nicht Seuses Werk allein; Elisabeth Stigel hat sie geschrieben und Seuse sie revidiert und mit lehrreichen Anmerkungen versehen herausgegeben. Aber Stil und Gedanke, Form und Inhalt lassen nie irgend welche Spaltung oder Fremdes wahrnehmen, und die Einheit beider verraten eine ganz eigenartige Seelenverwandtschaft zwischen Seuse und Elisabeth Stigel. Elisabeth war die Tochter des Züricher Rathsherrn Stigel, trat in das Kloster in Töb ein und wurde dort Äbtissin. An sie und die Frauen ihres Klosters sind die

Briefe des Briefbüchleins gerichtet; sie hat sie gesammelt und herausgegeben. Die Briefe haben alle zum Gegenstand Dinge des inneren Lebens, und wer etwa über das Wesen der Freundschaft Seuses und seiner Schülerin Zweifel hegt, mag in diesen Briefen die völlige Abgekehrtheit und Entäußerung eines geistigen Menschen finden.

Man kann solchen seelischen Einklang zweier Wesen nicht auf eine Formel bringen. Man kann wohl sagen, daß solche Geistesfreundschaft einmalig ist wie die Individualität, die sich zufällig in zwei Wesen ergossen zu haben scheint. Gewiß ist die Frucht dieser Geistesliebe — frei von geschraubter Selbstüberschätzung und vertriegener Gefühlseligkeit — ein ganz seltenes und köstliches Gut, vom Schicksal zwei Menschen geschenkt, die Uebermenschliches gelitten haben und an keiner Zufälligkeit mehr hielten. Menschen, die der Erde sterben, weil sie das Höchste geschaut haben. Hier liegt ein Geheimnis des Menschenwesens, das dem naturhaften Empfinden unfähig und jeder Psychologie undurchdringlich ist — der Schritt über die Schwelle der größten Erlebnisstärke im Menschen in das Namenlose, das Ewige hinein. Mit der Freiheit aus großer Erkenntnis eint sich bei Seuse und seiner Schülerin eine fast kindhaft einfache Symbolik: Elisabeth Stigel schickt ihm einmal eine Anzahl auf Seide genähte Namen Christi in der Gestalt IHS, damit er sie auf das vernarbte Bekennniszeichen auf seiner Brust lege, und diese Namen tragen seine Schülerinnen auf ihrem Kleid.

Solche menschlichen Züge muten an wie eines gotischen Bildwerks herbe Linien, aus denen der Geist strahlt. Sie dürfen nicht von den Theorien einer anders bewussten analytischen Wissenschaft entheiliget werden. Man hat oftmals versucht, die Bildhaftigkeit der Mystiker in erotische Elemente aufzulösen, und es gibt eine mantische Mystik, die Verdrängung und Schwüle atmet. Aber darum handelt es sich bei den großen Mystikern nicht. Jede Frömmigkeit trägt nämlich einen Prüfstein in sich: ob sie sich selber sucht oder überpersönlich ist. Die allezeit verständlichen und allgemein gültigen Wahrheiten aus dem inneren Leben, wie Eckhart, Seuse, Ruybroeck, Gerhard Groot, Thomas Kemmerken sie niedergeschrieben haben als Summe ihrer tiefen Erlebnisse, sind alle überpersönlich und lassen den, der sie schrieb, völlig verschwinden. Das ist mit Ursache, weshalb die Mystiker so wenig bekannt sind, aber alles Geistesleben von ihren Erkenntnissen durchdrungen ist. Denn der Weg des Mystikers ist nichts anderes als der Prüfungsweg der Seele — ein Gedanke, den die Menschheit in ihren Mystikern und Dichtungen bildhaft gestaltet hat. Ein Gedanke, vor dem sich die Menschen eines materialistischen Zeitalters bogen; aber keiner wird weise ohne die Erfahrungen der Zweispaltigkeit und des Kampfes im Leben. „Ein Mensch, der nicht gelitten hat, was weiß der?“

Von dem äußeren Leben der Mystiker, die, alle um die Wende des 13. Jahrhunderts geboren, wie eine Bruderschaft aus der Menschheit aufwachsen — einige schlossen sich auch äußerlich zum Kreis der Gottesfreunde zusammen — wissen wir heute kaum etwas. Wir kennen jenes eigentümliche Erlebnis Taulers, der erst als Fünfziger nach langer Predigertätigkeit erkannte, daß jenes ewigkeitseinstimmende, zeitlose und überpersönliche Element ihm fehle, und nach zweijährigem Schweigen ein Leben aus neuer Erkenntnis begann. Die Schicksale, die den Mystikern den Wert und Unwert der Dinge lehrten, sind im Strom der Menschheitschicksale untergegangen.

Nur von Heinrich Seuse kennen wir die mannigfaltigen, für das feinfühligste Wesen und den klaren Sinn Seuses so peinvollen äußeren Erlebnisse, — aber er selbst behandelt sie als das Einzelne-Unwesentliche und nur zum Verständnis des Mimenischen Notwendige. Aus dem Verstehen des Menschlichen erwächst seine seelsorgerische Fähigkeit, Entgeistete zu führen, Haltlose zu stützen, Drende zu trösten. Sein reines Empfinden neigt sich zu Ausgestohlenen, zu Mördern und Dirnen, und seine zagende Sorge ergreift den Sünder. Den Leidensfahren schlägt noch ein fürchterlicher Schmerz: die Verleumdung eines schlechten Weibes läßt ihn mit seinem Amt als Prior die Heimat verlieren. Wer den Bodensee kennt, mag empfinden, mit welchen Schmerzen Seuses Gemüt sich von der Heimat trennte. Er wurde zwar gerechtfertigt und zum Prior des Klosters in Ulm ernannt, aber das letzte Band, das ihn an die Welt knüpfte, war zerrissen. Der müde Geist bereitete sich in Schweigen zur Ruhe während der beiden Jahrzehnte seelsorgerischer Tätigkeit in Ulm. Dort starb Seuse am 25. Januar 1366 und ruht an vergessener Stätte unter den Gewölben des Ulmer Doms.

Seine Schriften sind die Hinterlassenschaft seines seelsorgerischen Gemüts, mehr noch das Testament einer wahrhaften Dichter- und einer reinen Kämpferseele an jeden deutschen Menschen.

Friedrich Alfred Schmid Noerr / Zwiebelewick.
Ein Märchen.

VI.

Inzwischen war Vesperzeit gekommen und Herr Most hatte sich einsam, jedoch umlagert von den gierigen Blicken seiner Gesellen, an den Genuß seines Beutestücks aus der Glimmerhöhle gemacht. Aber da ward erst das ganze Wunder offenbar: denn der Kuchenstück des Zwiebelewick erwies sich nicht nur nach dem Duft, sondern auch nach der Menge als unerschöpflich; und so viel der Meister davon herunter aß, so viel wuchs dem Platz sofort wieder nach.

Nun teilte er vorsichtig ein paar Probebröcklein an den Altgesellen aus; aber die Kraft des Kuchens bewährte sich, und ein jeder bekam schließlich von dem unvergleichlichen Vespermahl voll und satt, bis sich der Altgeselle den Bauch strich und sagte: „Nix meh!“ — „Nix meh!“ — „Nix meh!“ riefen jetzt auch die anderen übereinander, sprangen mit Wucht auf Tische und Bänke zurück und stürzten sich mit solchem Feuereifer wieder in ihre Arbeit, daß Meister Most alsbald auch die andere, wohlthätige Kraft des Zwiebelewickens merkte, nämlich die, daß er Köpfe und Hände beschwingte wie heißer Wein, und alle, die davon aßen, in einen wahren Taumel der Betätigungslust hineintrief.

Indem kam die Meisterin mit ihrem karglichen Badwerk herein und wollte den Meister und die Gesellen zu Mittag mit Zwiebelplatz traktieren. Aber da begegneten ihr nur gespreizte Hände und heftig verzogene Gesichter, und so fuhr sie mit dem Werk ihrer Hände wieder ab, ärger gekränkt denn zuvor. Auch war ihr das Mirakel der Kuchenstücke am Fensterbrett nicht verborgen geblieben; sie fand solchergestalt Grund genug, ihr abwegiges Lamm nicht nur von fremder Weiberlist, sondern auch von Trug und Blendwerk irgendeiner glatthäutigen Hexe umgarnt zu wähen; und also rannte sie jetzt unverweilt zu Herrn Häßlinger, dem Gefängnismeister des Markgrafen und ihrem nunmehrigen einzigen Freund, um sich mit diesem zu beraten.

Herr Häßlinger nahm die erneuten Beschwerden der bedrängten Frau mit wohlgefälligem Daumendrehen und sehr bedenklicher Miene entgegen und versicherte sie alle Wege seines Schutzes und scharfen Auges. Auch ließ er sanft einfließen, daß, wer bei Zwiebelewicken von fremder Hand, ob beherzt oder nicht, unter so verdächtigen Umständen, als Meister Most, betroffen worden, so gut wie überwiegen ehebrüchig sei, und darum auch seine Gattin fernerer Pflicht, Rücksicht und Treue allerdings ledig. Frau Jakobas fiel, weil des Lämmchens nun erst richtig ihr vor Augen gerückt, ausbündige Vermorfenheit ihr beinahe das Herz brach, Herrn Häßlinger weinend an den Hals; und so kam es, daß, aus aller Unschuld ihres Herzens, Herrn Most just in dem Augenblick ein paar vielversprechende Hörnlein keimten, als in seinem Hause ein Ereignis eintrat, das bestimmt war, den Meister ganz und gar aus der Bahn zu werfen.

Es war kurz nach Mittagläuten, da sprengte auf prächtigem Rosschimmel, mit kleinem, aber desto fröhlicherem Jagdgefolge, des Markgrafen Töchterlein von Hohenwettersbach herab, nach Durlach herein, parierte ihren Renner vor Meister Mosts Hause und sprang ab. Ueber dem grünamtenen Jagdkleid wehte ihr ein brokatener Mantel mit gleißendem Golde, und der war der Länge nach von einem großmächtigen Riß zerteilt. Daran war schuldig die Laune der fürstlichen Maid, in Sammet und Seide zu reiten, nur weil ihr das Wohlstand; und ebenso, in den schwersten, gold- und silberbestickten Kleiderstaat befohlen, die Jagdgenossen; und dann damit, heidi, über Gräben und Feden, durch den dicksten Forst, dem Hirsch oder dem Eber ins Genick, gleichgültig, wieviel Kostbarkeit dabei zuschanden ging. Nun aber war des Fräuleins goldenes Mäntelein ein Prunz- und Erbstück ihres Hauses, von Mutter und Großmutter überkommen, und fast wie ein Talisman geachtet. Darum tat es der übermühtigen Jägerin leid um den Riß, und so trat sie kurz entschlossen in Schneider Mosts Werkstatt, damit er unverzüglich diesen Schaden heile.

Der Aufruhr drinnen war groß, das läßt sich denken, als die edle Jungfrau so ungeziert und geradewegs auf den Meister zuschritt und ein wenig spitzbübisch lächelte:

„Einen Mantel flicken, das wird Euch doch gewiß gelingen, Meister Most, nicht wahr? — Zumal mir's einerlei ist, ob Ihr ihn mir à la crête de coq oder à la tête de cocu zusammennäht!“

Herr Most warf nur einen einzigen Zornesblick auf den jüngsten Lehrling, der sich vor Prusten das Maul verhalten mußte, und das genügte für den Ernst der ganzen Stube. Dann nahm er mit würdiger Höflichkeit den Mantel zur Hand und untersuchte den Schaden. Der war schlimmer, als das Fräulein gedacht, denn der Riß hatte das Gewebe mehrfach schräg durchseht und die ganze mittlere Bahn war also verdorben.

Nun fand sich weder ein so kostbarer, noch ähnlich gewirkter Goldbrokat natürlich nicht unter Meister Mosts Borräten, denn allein schon das Muster des altehrwürdigen, köstlichen Stoffes war aus verschollenen Zeiten und stach gewaltig ab von dem leichtfertigen Tand der neuen Zeit. Dennoch aber drängte des Markgrafen Töchterlein in ihrem Uebermut auf sofortige Hilfe:

„So sehet eben eine neue Bahn ein nach Euerem Geschmack, maître du Jardin von Durlach!“ scherzte sie, „machet ein neues Kunstwerk nach Euerer Erfindung aus dem schwerfälligen Vorväterpus, er ist mir schon lange zu feierlich. Es soll mir alles recht sein, denn man hört ja neuerdings Wunder von Euerer Meisterschaft.“

Herr Most antwortete mit einer edlen Verbeugung und sagte: „Sehr wohl, mein bestes Fräulein! Es ist auch nur gut, wenn das souveräne Vertrauen der Fürsten sich mit dem souveränen Willen des Künstlers paart. Ihr sollt zufrieden sein!“ Bei der erstaunlichen Keckheit dieser Rede ist aber zu erinnern, daß Herr Most satt war von dem Zwiebelewicken, der ihm inzwischen mächtig in die Krone gestiegen war. Das Fürstentum verwunderte sich auch nicht wenig über den stolzen Ton des braven Mannes, aber sie schwieg, denn etwas gefiel ihr daran, etwas noch nie Gehörtes, das die Nerven seltsam berührte.

Indessen bemühte sich der Meister, aus seinen besten Borräten etwas Passendes herauszufinden, und auch ihm wirbelten die Sinne. Mochte es also die feurige Erregung seines Blutes, oder die neu auslösende, wagemutige Phantasie seiner Künstlerseele sein, einerlei, der Schneider griff nach einem scharlachroten, prächtigem Ton in Ton gewässerten Atlas und begann mit kühner Hand diese blutrote Bahn schräg in den zertrennten Goldmantel des markgräflichen Hauses einzufügen.

Mittlerweile stand das Fräulein ein wenig ratlos in der Werkstatt und hob schnuppernd das feine Näslein in die Luft, denn das kräftige Aroma des Zwiebelewickens schmeichelte sehr angenehm ihrem von dem anstrengenden Jagdvergnügen angeregten Appetit. Sie ging leise dem Geruch nach und fand den Teller auf dem Fensterbrett.

Erst roch sie ein wenig zaghaft an dem vermeintlichen ordnären Bürgerplatz, alsbald aber wurde sie gewahr, daß sie ihr Lebtage etwas so Feines, Zartes, Wonniqes von Badwerk weder gerochen noch geschmeckt habe, und: „Mit Verlaub!“ sagte sie, rückwärts gewandt, zu Meister Most, brach sich ein Stücklein ab und aß es mit wässerndem Munde auf.

Der Meister sah bei seiner Arbeit über dem goldenen Mantel und achtete kaum auf die genäsige Prinzessin. Gesellen und Lehrlinge hatte er, weil ohnedies Mittag war, zuvor schon mit einem Wind aus der Werkstatt entlassen. Draußen vor dem Hause mußte sich das markgräfliche Jagdgefolge die Füße vertragen und durfte nur sein Leise in sich hinein fluchen, wenn ihm etwa die Zeit zu lange ward. Denn in diesem Punkte war die junge Prinzessin eigen und hielt ihren Hofstaat für nichts Besseres als für ihr Gesinde. In der Werkstatt drinnen wars so still geworden, daß man die Fliegen summen hörte. Die junge Markgräfin aß in Gedanken so fort, und achtete es gar nicht, daß das Restlein noch immer vorhielt, denn sie war ein Ledermaul und nur auf das Nachschieben bedacht. Aber alsbald ging mit ihr eine seltsame Veränderung vor, die sie sich selber nicht zu erklären wußte. Erst wunderte sie sich nur, weil ein so unerhört vortreffliches Gebäck in ein Schneiderhaus käme, dann dachte sie mit unwillkürlichem Respekt an das Glück eines Mannes, der über eine solche Küche gebot. Dann äugte sie öfters zu Meister Most hinüber und fand, daß er selber jeder Bewunderung wert sei. Jeder Stich, den er tat, schien ihr von dem edelsten Schwung und jeder Strich, den er mit dem Daumennagel über den Mantel zog, der auf seinen gekreuzten Knien lag, kam ihr so vor, als gelte er nicht nur dem Mantel, sondern ihr selbst, und als spüre sie die Liebkosung höchst prickelnd über ihren Rücken hinablaufen.

Was ist da viel zu sagen? — Ueber eine Weile, so war die Prinzessin in den Schneider bis über beide Ohren verliebt; und niemand soll da lachen, denn Herr Most war wirklich ein statlicher, wohl erhaltener Mann, und er machte es der unverwundlichen Zauberkraft des Zwiebelewickens gar nicht schwer, ihre Wirkungen ungehemmt zu entfalten.

Schon hatte der Meister mit wunderbarer Geschwindigkeit sein Werk vollendet, und legte nun den rotüberquerten Goldmantel so zierlich wie kühn auf den dargebotenen Schultern des Fräuleins in schönem Faltenwurf zurecht. Dabei ging es denn nicht ohne manche feurige Verührung und endlich nicht ohne einen plötzlichen und hinterrücks auf den Mund Herrn Mosts geprühten Kuß des zärtlich verwirrten Fräuleins ab. War aber schon der Kuchen des Zwiebelewick ein harter Angriff auf die leicht entflammbare Künstlerseele gewesen, so konnte es nun billigerweise nicht ausbleiben, daß dieser Aufprall des Liebesgeschosses das bewegliche und übervolle Gefäß des Schneiderherzens gänzlich umwarf und seinen siedenden Inhalt körmisch über die Prinzessin ergoß.

Mit rascher Wendung umfaßte Herr Most den schlanken Leib seiner Kundin und zahlte ihr mehrfach das Empfangene wieder zurück. Auf den zarten Schrei des edlen Fräuleins drang zwar sofort ein Teil des höfischen Geschmeißes herein, und Ankeruse und gezückte Degen vermehrten mit jedem Augenblick den Lärm. Aber der die Werkstatt jetzt übermächtig erfüllende Duft des Zwiebelewickens umnebelte mit derart plötzlicher Wirkung die durch Hunger schon geschwächten Sinne der Kavaliere, daß auch ihnen die ganze Welt verändert erschien und ihnen nichts natürlicher vorkam, als daß ein Mann des Volkes die Tochter des Markgrafen im Arme hielt. —

(Fortsetzung folgt.)